

„Die Chaussee geht innen an der Mauer lang, da gehen wir zurück. Ich bücke mich, drüben im Wachturm, vielleicht ein Bekannter, der mich durch den Feldstecher sieht, den Kragenknopf öffnet, die Knarre nimmt, zielt. Nicht böse, einfach nur Begrüßung. Ich sacke langsam nach vorn.“ (Einar Schlee, Tagebucheintrag, veröffentlicht in: Einar Schlee, Ich habe kein Deutschland gefunden, Berlin 2011)

Der 2001 verstorbene Regisseur, Bühnen- und Kostümbildner, Schriftsteller, Hörfunkautor und Maler Einar Schlee verließ die DDR im Alter von 32 Jahren: Er kehrte von einem Arbeitsaufenthalt am Burgtheater Wien nicht zurück, lebte fortan in Frankfurt am Main und Westberlin – und beschrieb, filmte und fotografierte die Mauer sein Leben lang mit so großer Intensität, als ob er damit einen Dämon besiegen könne.

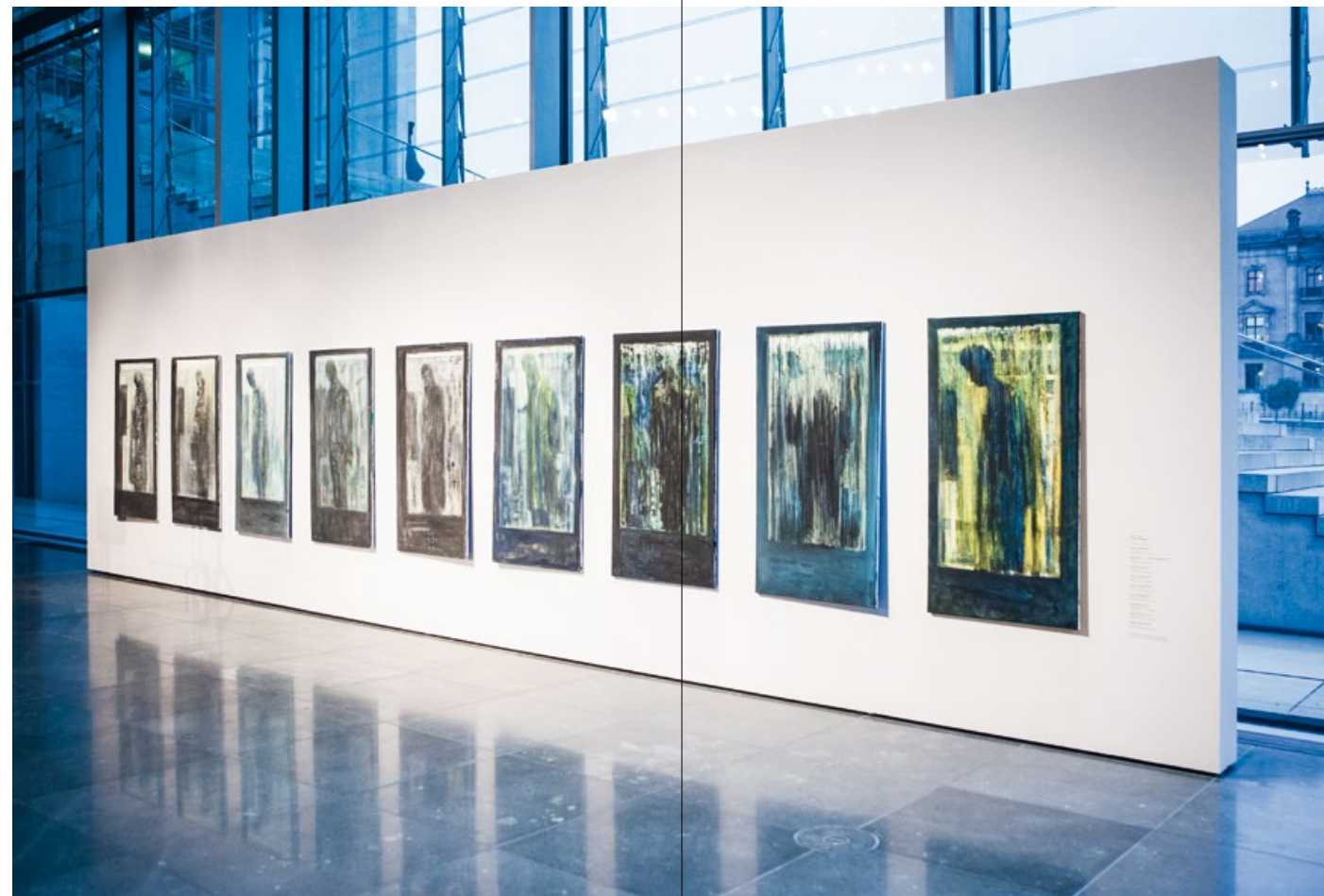
Die Nacht war ich da, an die Mauer gelehnt Drei Gemäldezyklen und ein Text von Einar Schlee, Fotografien von Seiichi Furuya

„Wenn ich aus dem Haus geh, endet es an der Mauer. Da ist eine Beziehung, unbewusst, nur ein Wort, mich zu trösten, die Augen zukleben, weil ich weiß, davor knie ich, steig das Gerüst hoch, über die Zementplatten gucken. In den Turm, wo die Jungs das Fernrohr ablegen. Zu ihnen gehören, den Wunsch hatte ich nie, trotzdem setze ich mich hin, versteh ihre Sprache. Jedes Wort schlägt in mich, reißt mich zurück, ich klammere mich fest, hier will ich hingehören. Bin ich zu Haus, hält es mich keine Minute, ich muss hier raus, irgendwohin nur nicht hier bleiben. Wie viele Anläufe ich mache, nichts klärt sich in mir, ohnmächtig, wenn ich dieses Bollwerk ansehe...“ (Einar Schlee: Das Bollwerk, ebenda)

Es scheint, als habe sich an der Mauer ein großes Lebensthema Schlees kristallisiert: Seine Suche nach Beheimatung in einem Land, das – geteilt und in großen Gefechten um Freiheit, Wahrheit und das „richtige Leben“ gefangen – zu sehr mit Selbstbehauptung

beschäftigt war, um einen Zerrissenen und Zweifelnden, einen künstlerisch Radikalen wie Schlee, anzuerkennen. Sein Resümee blieb deshalb (und ich stelle mir den Ton des Satzes nicht bitter, sondern sachlich vor): „Ich habe kein Deutschland gefunden.“

Im Mittelpunkt der Ausstellung im Mauer-Mahnmal stehen drei Gemäldezyklen, die in direkten Zusammenhang mit dem Ausstellungsort stehen: Der Zyklus „Klage“ zeigt nur schemenhaft erkennbare Menschen in Telefonzellen: schwarzgraue Erscheinungen in fahlem Licht, umgeben von den dunklen Umrissen einer Zelle, die das Außen vom Innen scheidet und dabei sowohl das Räumliche wie das Psychische zu meinen scheint. Die Figuren sind nicht zuerst Handelnde, sondern Wartende. Es ist nicht erkennbar, ob das Davor oder das Danach eines Telefonge-



Ausstellungsansichten:

links: Einar Schlee: Aus dem Zyklus „Klage“ (sog. Telefonzellenbilder), 1978–1983, Deckfarbe auf Leinwand

rechts: Einar Schlee „Tagebuchbilder“, 1985–1987, Mischtechnik auf Leinwand (Besucher des Workshops „Zeitgeister“ für Schülerinnen und Schüler ab 9 Jahren am 5. April 2014)



Mauer-Mahnmal im Deutschen Bundestag
Marie-Elisabeth-Lüders-Haus
Schiffbauerdamm
10117 Berlin

Eingang an der Spree, gegenüber dem Reichstagsgebäude

Weitere Informationen auch zu den Workshops für Kinder und Jugendliche:
Tel. 030-227-32027 oder
kunst-raum@bundestag.de
www.mauer-mahnmal.de

Herausgeber: Deutscher Bundestag, Sekretariat des Kunstbeirates, Platz der Republik 1, 11011 Berlin, **Leitung:** Andreas Kaernbach, Kurator der Kunstsammlung des Deutschen Bundestages, **Text und Ausstellungs-konzept:** Kristina Volke, Stellvertretende Kuratorin der Kunstsammlung des Deutschen Bundestages, **Gestaltung:** büro uebele visuelle kommunikation, Stuttgart, Angela Klasar, **Druck:** MEDIALIS Offsetdruck GmbH, Berlin, **Fotos:** Ausstellungsansichten: junophoto/DBT, © für Einar Schlee: Courtesy Stiftung Moritzburg Halle (Saale), Kunstmuseum des Landes Sachsen-Anhalt, © VG Bild-Kunst, © für Seiichi Furuya: Courtesy Galerie Thomas Fischer

sprächs gemeint ist, sichtbar ist einzig eine körperlich fühlbare Einsamkeit, in der sich das Thema der Klage als Beschreibung sowohl eines Verlustes als auch für das Gefühl des Verlorenseins sofort einstellt. Der insgesamt 18-teilige Zyklus entstand zwischen 1978 und 1983, also in jenen Jahren unmittelbar nach Schleefs Flucht und während der Inhaftierung seiner Lebensgefährtin im Stasigefängnis Hoheneck. Schleef berichtete in seinen Aufzeichnungen, dass er nach seiner Entscheidung, nach einem Arbeitsaufenthalt am Burgtheater Wien 1976 nicht in die DDR zurückzukehren vier Telefongespräche führte: Drei mit dem zuständigen DDR-Ministerium, die ihn mal lockend, mal drohend zur Rückkehr bewegen wollten, das letzte mit seiner Mutter, die er damit wohl über seine Entscheidung informiert. Doch die Klagebilder weisen weit über das Autobiographische hinaus. Die dargestellte Situation schildert eine wahr-

scheinlich zehntausendfach wiederholte, in ihrer Häufigkeit zur Alltäglichkeit heruntergespielte Grausamkeit im geteilten Deutschland, bei der Angehörige dies- und jenseits der innerdeutschen Grenze miteinander Kontakt zu halten suchten und ständig am nicht miteinander geteilten Leben zu zerbrechen drohten. „Aus welcher Erfahrung oder Sozialisierung auch immer man kommt, wahrscheinlich ist hier etwas Urbildhaftes gelungen: Aus einem Abbild entsteht eine Grundkonstellation von sprachlicher Erreichbarkeit bei körperlicher Unerreichbarkeit. Die Zelle als kleinste Bühne der Teilung, auch der deutschen Teilung. Und doch ist der Eindruck dieser im Vergleich zarten Malerei (...) so, als ob die Telefonierenden quasi mit der Kettensäge aus ihrem Zusammenhang gelöst sind, um ihre Aura des Alleingelassenseins noch zu vergrößern...“ (Mark Lammert im Katalog zur Schleef-Ausstellung 2005 in Halle)



Schon im Klage-Zyklus taucht ein Thema auf, das Schleefs Malerei immer wieder bestimmt und auch für die beiden anderen Werkzyklen gilt: Die Sprache als universelles Ausdrucksmittel des Bühnenschauspielers und Autors Schleef. In den „Tagebuchbildern“ (zweiter Teil der Ausstellung) transformiert Schleef seine Tagesabläufe in den 1980er Jahren in eine Bildformel, die bis dahin einzig dem Comic vorbehalten war. In Abfolgen kleiner, in einem Raster angeordneten Bilder, die fast wie Piktogramme auf wenige wesentliche, zeichenhafte Motive beschränkt sind und die mit Gedankenketten, Datierungen und Ortsangaben „lesbar“ gemacht werden, berührt er dabei Privates und Gesellschaftliches, indem er von seinen Inszenierungen,

seinen Tagen im Atelier, von den Begegnungen „mit der Mauer“ berichtet. Dabei bleibt er wie bei all seinen Arbeiten strikt bei dem, was er selbst bezeugen kann und ermöglicht so für den Betrachter über die Erfahrung des individuellen Geschehens ein Blick auf die Rahmenbedingungen, in denen er lebt und arbeitet, an denen er zum Teil in unerträglichem Selbstzweifel leidet. Im dritten Zyklus, der in der Ausstellung im Mauer-Mahnmal gezeigt wird, ist das Wort selbst Bildgegenstand. Die so genannten Textbilder erinnern an Schleefs Tagebuchaufzeichnungen. Ihres erzählerischen Zusammenhangs enthoben, werden die Gemälde zur Projektionsfläche und zum autonomen Gegenüber des Betrachters.



Seiichi Furuya
Zu Hause in Berlin-OST
1985 – 1987

links: Blick in die Konche des
Mauer-Mahnmals

Ein Text stellt auch die Verbindung zum zweiten Künstler der Ausstellung dar: Der japanische Architekt und Fotograf Seiichi Furuya lebte von 1984 bis 1987 mit seiner Frau Christine Gössler und ihrem gemeinsamen Sohn in der DDR – das erste Jahr in Dresden, danach in Ostberlin. Furuya arbeitete in beiden Städten als Dolmetscher für eine japanische Baufirma – und er dokumentierte das Leben seiner Familie in zahlreichen Fotografien. 1985 nahm sich seine Frau das Leben – und Furuya intensivierte die fotografische Arbeit, um den für ihn nun so tragisch bedeutsam gewordenen Lebensort festzuhalten. Neben den Aufnahmen von Straßen, Gebäuden, Festen, öffentlichen Plätzen u.v.m. finden sich zahlreiche Aufnahmen der Berliner Mauer, die eigentlich einem Abbildungsverbot unterlag, aber auch Szenen der 750-Jahr-Feier Berlins. 1996 entstand eine dreiteilige, in den Farben Schwarz, Rot und Gelb gebundene Künstlerbuchedition mit einer Auswahl aus

Die Nacht war ich da, an die Mauer gelehnt – Drei Gemäldezyklen und ein Text von Einar Schleef, Fotografien von Seiichi Furuya
14. Februar – 31. Mai 2014

Eröffnung der Ausstellung am
13. Februar 2014 durch Bundestagspräsidenten Prof. Norbert Lammert

Ausstellungsetappen für Einar Schleef:
13. Februar – 23. März 2014:
„Klage“ (Telefonzellenbilder)
25. März – 27. April 2014:
Tagebuchbilder
29. April – 31. Mai 2014:
Schriftbilder

den Ostberliner Fotografien. Im gleichen Jahr trafen sich Einar Schleef und Seiichi Furuya auf dem Theaterfestival Steirischer Herbst. Furuya zeigte die drei Künstlerbücher, Schleef schrieb daraufhin den Text SCHWARZ ROT GOLD und verwob darin die Geschichte der absehbar scheidenden DDR mit dem Tod von Christine Gössler. Erst 2010 wurden Fotografien und Text in einem gemeinsamen Bildband „Memoires. 1984 – 1987“ veröffentlicht – längst ist die Auflage für den deutschsprachigen Markt vergriffen, man findet Exemplare im Moment wohl nur noch in Japan. Gemeinsam ausgestellt werden die aufeinander bezogenen Werkzyklen der beiden Künstler zum ersten Mal in dieser Ausstellung.

Besonderer Dank für die Unterstützung bei der Realisierung der Ausstellung geht an: Hans-Ullrich Müller-Schwefe und Gabriele Gerecke, Seiichi Furuya und Thomas Fischer (Galerie Thomas Fischer Berlin), Michael Freitag, die Moritzburg, Kunstmuseum des Landes Sachsen-Anhalt, Susan Todd vom Archiv Darstellende Künste der Akademie der Künste Berlin, Wolfgang Behrens, Marcus und Phillip Danzeisen



Kunst im Deutschen Bundestag Einar Schleef und Seiichi Furuya

